

1. Wie alles begann

Swiwas Gedanken

»Wo wir herkommen? Ich weiß es nicht - allzu viele Gedanken habe ich mir darüber nie gemacht. In meiner Vorstellung waren wir die Figuren in einem verdammt Spiel in dem die Regeln sich ständig verändern. Und immer war ich mir sicher, dass niemand von uns das Ende ihres Spieles erleben wird.

Was machte das aus uns? Auch das wusste ich nicht, und auch das bereitete mir kein Kopfzerbrechen! Ich für meinen Teil hatte Spaß! So viel kann ich mit Sicherheit sagen! Ich hatte keine Skrupel die Züge zu machen, die das große Spiel mir vorgab. Ich haderte nicht mit den Fäden an denen ich zu hängen schien. Und ich hatte Glück! Glück, dass mir durch eine einzige Entscheidung zufiel. Denn während die anderen Zauberer an ihre Länder gebunden waren und die damit verbundene Qual zu tragen hatten, war ich frei! Mein Name ist Swiwa und mit mir fing das Unglück an!«

Nur für einen Moment hielt Swiwa inne. Sein Antlitz verdunkelte sich. Sein Blick wurde schwer, als seine Gedanken ihn tiefer und tiefer in die Vergangenheit führten »Ich konnte kommen und gehen wann und wohin ich wollte. Und das war es, was Spaß machte, denn es befreite mich von den Zwängen ein Reich schützen zu müssen. Es machte das Leben verdammt leicht, weil keiner der anderen Zauberer sich von mir bedroht fühlte. So wurde ich unsichtbar für sie - keine Bedrohung, kein Grund mich argwöhnisch zu beobachten. Und das war gut so!

Unsere Welt schien aufgeteilt zwischen schwarz und schwärzer. Zauberer und Hexen hatten ihre schmierigen Finger auf jedem Winkel unserer Welt. Und einst waren es viele! Doch dann verschob sich das Gleichgewicht. Sie bekriegten sich, bekamen den Hals nicht voll genug. Und so kämpften sie gegeneinander. Schwarz gegen Schwärzer, Zauberer gegen Hexe. Der Sieger übernahm das Land des Verlierers. Und dabei übersahen sie völlig, wie die Waagschalen ins Wanken gerieten. Und sie bemerkten den

neuen Mitspieler nicht, der sich still und heimlich über Jahrhunderte hinweg auf ihr Spielfeld geschlichen hatte. Ich weiß nicht, wo er herkam, aber ich habe ihn gesehen: den weißen Zauber! Die Kraft, die beschloss dem Spiel eine neue Richtung zu geben. Und diese Kraft sah mich auch - anders als meine Brüder und die schwarzen Schwestern sah sie mich! Sie warnte mich! Mit einem Blick nur, aber ich habe verstanden. Und für eine lange Zeit kam ich dieser Macht nicht in die Quere. Warum auch? Mein Dasein war so wie es sein sollte. Ich wandelte zwischen den Reichen meiner Brüder und über die Grenzen der schwarzen Schwestern hinweg völlig unbeirrt. Ich stiftete hier Unfrieden, verbreitete da Schrecken. Und dann verschwand ich wieder. Wenn es mir langweilig wurde, dann tauchte ich ein in die Welt der Menschen und hatte dort Spaß. All das waren Dinge, die ich mir nie erlauben könnte, wenn ich in meiner Welt etwas zu verteidigen hätte. Also war es mir recht so.

Lange blieb ich für mich allein und beobachtete. Es gab so viel zu sehen. So vieles das sich nur zeigte, wenn man diese Welt mit Abstand betrachtete. Bald kämpfte jeder gegen jeden. Die Schwachen verschwanden, die Starken wurden stärker. Und ihr Land wuchs mit ihnen. Doch sie waren so darauf konzentriert sich gegenseitig ins Nirwana zu schicken, dass sie dabei übersahen, dass ihr Land nur mit den Draggheda am Leben zu erhalten war. Sie vergaßen ihr Volk! Und so zeigte sich im Laufe der Jahrhunderte der weiße Zauber immer genau dort, wo die Rasse der Draggheda sich selbst überlassen wurde. Ich habe diesen weißen Schein gesehen der sich über sie legte, und ich habe gut aufgepasst, was dann passierte.

Er hat aus einer schwachen Rasse etwas erschaffen, was durchaus beachtenswert war. Das war es jedenfalls, was ich sah. Meine Brüder und Schwestern dagegen empfanden das nicht so. Sie beachtetten die Draggheda nicht - ich schon. Und was ich sah ließ mich lächeln. Denn die Draggheda sind gewachsen. Sie haben die weiße Magie in sich aufgesogen. Sie begriffen sie als eine Chance. Und sie wurden mehr und mehr. In manchen Landstrichen war die Magie plötzlich mehr

weiß als schwarz, doch auch das fiel weder den Zauberern noch den Hexen auf.

Keiner sah, was ich gesehen hatte - keiner außer der Einen! Keiner außer Odile! Denn sie war wie ich. Einst war sie eine der schwarzen Schwestern und so wie ich war sie ohne Grund. Ohne Land, ohne Volk. Und sie schien es genauso zu genießen, wie ich es tat. Ich beobachtete sie schon so lange und ich gebe zu: Sie ist ein echtes Miststück! Sie ist dunkel und böse. Das allein wäre nichts Besonderes. So sind wir alle - dafür wurden wir geboren. Aber sie verbreitete die Dunkelheit auf einem Niveau, für das selbst ich noch keinen Namen gefunden habe.

Mit einem Blick ihrer schwarzen Augen verschaffte sie ganzen Landstrichen elende Hungersnöte. Und das, ohne einen Vorteil daraus zu ziehen. Sie tat es einfach, lachte dann und zog weiter. Ich bin ihr eine Zeitlang gefolgt und war immer aufs Neue überrascht, wie sinnlos sie Schwärze verbreitete. Und mit welcher Eleganz sie es tat.

Odile sandte Krankheiten und Seuchen über Gut und Böse. Ohne Not, ohne Sinn und ohne Muster. Sie tat es einfach, weil sie es konnte, und es war wunderschön ihr dabei zuzusehen. Ihre langen schwarzen Haare flattern im Wind, und wenn sie die Arme hob, blitzten ihre blutroten Augen voll von wilder Magie. Und in diesen Momenten will ich sie zu meinem Geschöpf machen.

Und genau war der Punkt, an dem ich innehalten wollte! Innehalten musste! Denn das war die einzige Regel, die niemals gebrochen werden durfte! Es darf keine Verbindung zwischen uns geben! Niemals! Auf keinen Fall! Welten würden zugrunde gehen! Das Licht der Sonne würde für Generationen nicht mehr scheinen! Männer werden sterben weil Frauen nicht mehr geboren werden! Der Fluch der schwarzen Kräfte wird fürchterlich werden und er wird lange anhalten!

Und so ließ ich sie ziehen. Ich ließ ihr Abstand, um meine Sinne wieder unter Kontrolle zu bekommen. Und wütend verbreitete ich meine eigene Dunkelheit.

Doch während meine Brüder und Schwestern schwächer und weniger wurden, ihre Reiche dafür größer und größer, und die Magie in ihrem Rücken erst grau und dann immer heller ward, hing ich bereits in Odiles Spinnennetz! Es war unmöglich geworden, nicht an sie zu denken! Es war unmöglich geworden, ihr auszuweichen!

Für eine Zeitlang noch war ich in der Lage mich mit meinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Ich war kein Chorknabe, ich pflegte meinen eigenen Schrecken! Aber ich war nicht grundlos grausam - dazu waren mir meine Kräfte zu schade. Ich erwarte einen Vorteil wenn ich sie nutze. Ich verschwende sie nicht sinnlos nur um der Grausamkeit willen. Wenigstens war das einmal so. Und Heute? Heute ist das anders. ALLES hat sich verändert! Vieles das ich vorher nicht für möglich gehalten hätte, vieles was niemals hätte geschehen dürfen! Aber als die Gier in mir einzog und meinen Verstand nicht mehr verließ, als das Verlangen wuchs, als rote Schleier aus Blut sich über meine Augen zogen, da fing auch ich an mich zu verändern. Furchtbar zu verändern. Und so war bald nicht mehr viel übrig von dem smarten glücklichen Zauberer mit dem leichten Leben.«

1. Ach, es waren wunderbare Jahre

»Ärgerlich!« dachte der Arwadok »Sehr ärgerlich!«

Alles war so lange herrlich nach Plan gelaufen! Er hatte sich nicht mal anstrengen müssen! Schwarz fraß Schwach! Weiß erstickte an seiner Redlichkeit, und nach einigen Jahrhunderten Kampf zwischen diesen Mächten standen sie endlich davor sich gegenseitig auszurotten! Er hatte einfach nur zusehen müssen. Mal zog er an einem Faden hier, mal an einem dort und die Marionetten tanzten einen wunderschönen Tanz für ihn und die Raben.

Und jetzt das! Er musste sich langsam eingestehen, dass wenigstens ein Spieler in seinem Spiel ständig aus der Reihe tanzte.

Der Schreck, den der Junge ihm verpasste, als er Odile ausschaltete, war ihm gehörig in die Glieder gefahren. Wer hätte den ahnen können, was in dem Kind steckte?

Doch es hatte nicht lange gebraucht, bis er auch diese Tatsache zu etwas zu machte das ihm nutzte. Und im Laufe der Jahre war die neue Konstellation immer nützlicher geworden. Niemand hatte ahnen können, wie leicht es sein würde das Kind zu führen. Und nicht nur, dass der Junge durch die Verbindung seiner eigenen Kraft mit Odiles Börsartigkeit zu Unglaublichem in der Lage war, nein, es war dank ihm auch noch so unverhofft leicht geworden, Odile in Schach zu halten.

Damit hatte er dem Arwadok eine Menge Arbeit und Sorge erspart. Als er begriff, welch ein Juwel König Raan ihm gebracht hatte, hatte er sein Glück kaum glauben können. Wunderbare Jahre waren darauf gefolgt. Sie beide, Raan und er, hatten wahre Wunder vollbracht und ihr Spiel um die Welten vervollkommnet. Sie hatten den Jungen für sich tanzen lassen durch so viele Welten. Selbst durch die Zeiten hatten sie ihn gejagt!

»Gut,« mahnte der Arwadok sich leise »... sie hatten einen Rückschlag hinnehmen müssen, als sie etwas zu vorschnell vorgegangen waren. Aber was soll's? Es hatte

Raans Leben gekostet, nicht das seine - und für ihn war es nur ein weiteres Zeichen der Stärke, die in Dogan wohnte.

Nein, er würde ihn behalten, er würde ihn steuern und sich seiner bedienen!« Das war der Plan gewesen, doch Raans Sohn, der neue König hatte alles zunichtegemacht. Er hatte dem Jungen eine Wahl gelassen! EINE WAHL! Und der Junge hatte gewählt! Für eine Zeitlang noch hatte er an ihm festhalten können. Doch nun musste er sich eingestehen, dass er den Jungen aus dem nun ein Krieger geworden war, verloren hatte.

Kaum gekrönt, hatte Farq ihn zu seinem ersten Krieger gemacht und ihn damit seiner Kontrolle entzogen. Er hatte noch genug Einfluss um ihn an der langen Leine zu halten. Doch es wurde schwerer. Der Nebel des Schmerzes war immer schwerer aufrecht zu erhalten und sein Wille wurde stärker.

Bald schon würde der Krieger für ihn verloren sein. Alles was er noch tun konnte, war an Odile festzuhalten und ihr Hoffnung zu geben. Hoffnung auf ein Entkommen. Und wann immer der Krieger ihm die Möglichkeit dazu gab, tat er genau das! Und immer noch hoffte er, das Blatt zu wenden und nun mit der Mutter den Sohn zu führen, wie einst der Sohn die Mutter geführt hatte.

Sein Blick glitt nach unten auf den reglosen Körper des Kriegers vor ihm. Wie immer wenn Dogan sich ihm auslieferte, war Blut geflossen und wie immer blitzten ihn rote wütende Augen aus der Tiefe des großen Leibes an! Wie immer trat er zurück. Er war nicht so alt geworden, um nun leichtsinnig zu werden. Er hielt sich außerhalb ihrer Reichweite. In diesem Zustand brauchte sie den Körper aus dem sie stieg, um am Leben zu bleiben. Sie war noch nicht in der Lage, sich von ihm zu lösen und so genügte es, sich außerhalb der Reichweite ihrer noch körperlosen durchscheinenden Hände zu halten.

Er lächelte, als er sie fluchen hörte. Er liebte den Ausdruck des Hasses in ihren Augen. Sie war das schönste

Wesen das man sich vorstellen konnte, und die Schwärze um sie herum ließ Dogans mächtigen Körper unter ihr fast vollständig verschwinden.

1. Die letzte Runde beginnt

Es war ein schweres Erwachen. Wie so oft ließen seine Träume ihn nicht los. Farq stöhnte und wusste, auch heute würden sie ihn begleiten. Anfangs noch hatte er die Zeit in der kleinen Kammer unglaublich genossen. Niemand fand ihn, niemand fühlte ihn. Die Träume die ihn dort heimsuchten, gehörten ihm und sie gaben ihm wenigstens ab und an Frieden. Doch in der letzten Zeit hatte sich das geändert. In den letzten Monaten waren die Träume dunkler geworden. Dunkler und klarer. Sie zeigten ihm deutlich, was seinem Volk bevorstand. Und auch wenn er es lange versucht hatte, so ließ es sich nun nicht mehr abstreiten. Er sah die Zeichen. Er sah sie und sie waren wie in den Träumen angekündigt.

Müde rieb Farq sich die Augen. Er war im Morgengrauen aus der verborgenen Kammer geschlichen. Die Träume trieben ihn hinauf und nun saß er blicklos am Fenster und grübelte.

Was sollte er tun? Dem was ihm gezeigt wurde Glauben schenken? Oder sich dagegen wehren weil nicht sein konnte, was nicht sein durfte? So gerne hätte er sich mit Dogan besprochen. In früheren Jahren wäre sein erster Krieger auch sein erster Ansprechpartner gewesen. Der Mann war ihm Freund, Beschützer, Krieger, Ausfühler und Ratgeber. Doch diesmal war das nicht möglich. Denn in Farqs Träumen war es Dogan, der zum Problem geworden war! Ein Problem, dessen Lösung nur Dogan selbst in der Hand hatte. Und das er sich weigerte zu lösen. Wieder fuhr Farq sich müde über die Augen.

Sollte er seinem Instinkt nachgeben? So waren sie doch verdammt nochmal aufgewachsen! In all den Jahren hatten sie gelernt, ihrem Gefühl zu vertrauen! Darauf hatten sie so viele Male ihr Leben gesetzt und es hatte sie nie getrogen!

Doch diesmal fühlte es sich anders an. Diesmal stand nicht nur eine Schlacht, ein Sieg, ein Leben auf dem Spiel. Diesmal ging es um alles. Würden diese Träume wahr werden, dann trog ihn sein Instinkt.

Farq hatte das Gefühl zwischen Pest und Cholera wählen zu müssen. Seine Gedanken drehten sich wild im Kreis. Folgte er den Träumen, dann stand am Ende die Schwärze, gegen die sie solange schon kämpften! Aber wenigstens würde das Volk am Leben bleiben.

Folgte er dagegen seinem Instinkt, dann verlor er sein Leben, sein Land und einen großen Teil seines Volkes. Doch sie würden nicht in der Dunkelheit wandeln. Sie würden vielleicht Draggheda verlieren, doch wenigstens würden die Überlebenden in der Lage sein, ihr Schicksal zu bestimmen!

Bewegungen unten im Berghof lenkten ihn ab. Er sah seinen ersten Krieger aus der Dunkelheit treten. Sekunden später zeigten sich auch die seine Männer. Sie zogen aus, um gegen Luther zu ziehen. Schon wieder! Farq stand auf. Wenigstens würde er kämpfen können. Das würde ihn ablenken. Ablenken von den Fragen die danach gestellt werden mussten. Die Träume heute Nacht hatten sehr deutlich gezeigt, was in den nächsten Stunden geschehen würde. Behielten sie recht, hatte er keine Wahl mehr. Wenn geschah, was er im Dunkel der Nacht gesehen hatte, dann würde er Dogan auf einen Weg zwingen, der ihrer beider Verbindung zerstören musste. Sein Blick ruhte auf den Schultern seines ersten Kriegers. Er liebte diesen Mann. Sein Anblick hatte ihn stets beruhigt und Farq konnte sich nicht an eine Zeit erinnern, in der diese Augen ihn nicht begleitet hatten.

Tief atmete er ein, dann legte er seine Waffen an.